

## Von Patriarchen und anderen Vätern

### Männer in Familien nach Trennung und Scheidung<sup>1</sup>

Wissenschaftliche wie populäre Diskurse kennen drei Grundtypen von Vätern: erstens den *Patriarchen*, der nur indirekt an der Pflege und Erziehung der Kinder beteiligt ist und seine Aufgabe in der Sicherung des Lebensunterhalts sieht, auf die sich seine Macht und seine Privilegien gründen. Zweitens den Typus des *Miterziehers*, dessen Varianten vom Mutter und Kind autoritär anweisenden und kontrollierenden bis zum gelegentlich aktiv sorgenden und auch körperlich zärtlichen Vater reichen. Als entscheidende Differenz zum Typus des Patriarchen gilt die geleistete Vaterarbeit, die allerdings in Zeitaufwand und subjektiver Gewichtung immer deutlich hinter der Erwerbsarbeit des Mannes zurücksteht und der Mutter ein Mehrfaches an Sorge und Erziehungsarbeit überlässt. Davon wird, drittens, der Grundtypus des voll sorgenden, erziehenden oder *neuen Vaters*<sup>2</sup> unterschieden, für den Vaterarbeit in ihrer kognitiven, körperlichen und affektiven Dimension eine Zeit lang Vorrang vor der Erwerbsarbeit erhält oder in eine Phase der Arbeitslosigkeit fällt.

Patriarchen finden sich zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts noch in Adelsfamilien auf dem Land, in Bauernhäusern, unter Händlern, Handwerkern und in der Arbeiterschaft, miterziehende Väter im städtischen Adel und im Bildungsbürgertum, dann im rasch wachsenden neuen Mittelstand und – unter dem Einfluss der sozialdemokratischen Erziehungsbewegung – bei bildungsorientierten Facharbeitern. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wird der Typus des miterziehenden Vaters ideologisch dominant und auch zunehmend häufiger realisiert. Der minoritäre Typus des neuen Vaters findet sich *avant la lettre* in pädagogisch interessierten Sozialmilieus der zwanziger Jahre, die durch die Jugendbewegung, die Lebensreform und die Idee vom »neuen Menschen« geprägt waren; dann in der »Kinderladen«- und »antiautoritären Bewegung« der späten sechziger und siebziger Jahre. In den achtziger und neunziger Jahren dürften Väter dieses Typs durch die zweite Frauenbewegung und feministische Diskurse etwas zugenommen haben, finden sich jedoch nach wie vor nur in alternativen und postmateriellen Sozialmilieus.<sup>3</sup>

Eine solche, aus verstreuten Forschungsergebnissen und Plausibilitätsannahmen erstellte Typologie hat heuristischen Wert. Sie weist uns auf die sozialökonomische

Determination von Handlungsspielräumen hin und berücksichtigt auch Diskurse, Ideologien und politische Bewegungen, die sozial erwünschte Vatermodelle formulieren. Doch ihre Schwäche liegt darin, den Mann in seiner Vaterrolle zu isolieren und ihm die Art seines Vaterseins als charakterliche Eigenschaft anzudichten. Es ist aber niemals ein dauerhafter Zustand oder eine Substanz, sondern ein *prozessuales* Geschehen in Beziehungen, die sich in kommunikativen Systemen mit Kindern, Partnerinnen und Eltern sowie gegenüber dem sozialen Umfeld dieser Systeme (Wohnungsnachbarn, Spielplatzbesucher, Passanten, Lehrer, Sozialarbeiter u.v.a.) realisieren. Diese Beziehungen stellen sich also *interaktiv* her. Dies trifft nicht nur für das zwanzigste Jahrhundert zu, sondern sollte auch in der laufenden Diskussion für das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert bedacht werden. Die dort explizit und implizit eingesetzten Typologien zeichnen nämlich historische Charaktermasken, hinter denen die Akteure zu unbeweglichen Vaterotypen erstarren – Zinnfiguren der Sozialgeschichte.<sup>4</sup>

Sozialökonomische Kräfte wandelten die Möglichkeiten und Regulative für die Gestaltung der Vaterarbeit bis in die Gegenwart fundamental: War es im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert aufgrund begrenzter »Nahrung« sowie berufsständischer und sozialpolitischer Restriktionen nur einem Teil der Männer möglich, eheliche oder eheähnliche Beziehungen mit Frauen einzugehen, Väter zu werden und Vaterarbeit zu praktizieren, entstand in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in West- und Mitteleuropa nach den großen Katastrophen der Weltkriege und des Holocaust, die mit Millionen Männern auch Millionen Vaterschaften zerstörten, eine neue Situation: Einerseits haben es seither fast alle Männer erstmals in der Hand zu entscheiden, ob sie Kinder bekommen und Vaterarbeit verrichten wollen. Andererseits begünstigen sozialökonomische und kulturelle Faktoren Trennungen und Scheidungen. Im statistischen Durchschnitt entfielen in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren auf jede in Österreich geschiedene Ehe 1,1 Kinder. In Wien, wo Mitte der neunziger Jahre schon jede zweite Ehe geschieden wurde, erlebt etwa jedes vierte Kind bis zum 19. Lebensjahr die Scheidung der Eltern.<sup>5</sup> Die Zahl der Kinder, welche die Trennung ihrer unverheirateten Eltern erleben, ist unbekannt. Bedeuten Trennung und Scheidung aber auch jeweils das verfrühte Ende der Vaterarbeit?

Meistens leben die Mütter, selten die Väter nach Scheidung oder Trennung mit einem oder mehreren Kindern im gemeinsamen Haushalt. Findet der mit seinen Kindern zusammenwohnende Elternteil einen neuen Partner und kommt es mit ihm zu einem gemeinsamen Haushalt, entsteht ein historisch neuer Familientyp, der »Fortsetzungsfamilie«, »neu zusammengesetzte Familie«, *remarriage family*<sup>6</sup> oder *famille recomposée*<sup>7</sup> genannt wird. Diese Begriffe werden kreiert, um den alten Begriff »Stieffamilie« zu ersetzen, der nur Verlust und Mangel konnotiert und überdies nach Trennung und Scheidung neu gebildete Familien mit solchen, die nach dem Tod eines Elternteils durch Wiederverheiratung entstehen, gleichsetzt. Die neuen Partner und Partnerinnen treten zu den Kindern in Beziehungen, die teils di-

stanziiert, teils freundschaftlich sind und über kurz oder lang elterliche Züge annehmen können. Den neuen Partner der Mutter aber in jedem Fall als »Stiefvater«, die neue Partnerin des Vaters in jedem Fall als »Stiefmutter« zu bezeichnen verfehlt diese feinen Unterschiede. Ob der neue Partner die Aufgaben eines Elternteils übernimmt, hängt von vielen Faktoren, nicht zuletzt von der Elternarbeit des aus dem Haushalt ausgeschiedenen leiblichen Elternteils und vom Alter der Kinder ab und verändert sich oft über die Jahre. Setzt der dislozierte Elternteil – meistens der Vater – seine Elternarbeit fort, entsteht aus den Interaktionen der beiden zusammenlebenden Beziehungspartner, des Kindes resp. der Kinder und des dislozierten Elternteils ein soziales System, das die Grenze des Haushalts übersteigt. Bilden beide getrennten Elternteile neue Familien und wechseln Kinder (oder auch Eltern) regelmäßig zwischen beiden Haushalten hin und her, entsteht ein Familiensystem mit zwei Kernfamilien, ein *binukleares Familiensystem*.<sup>8</sup> Die hier hergestellten und reproduzierten Beziehungen sind sowohl in bezug auf Leistungen und Kompetenzen wie auch auf Schwierigkeiten und Konflikte von historisch neuer Qualität.

Auch Männer finden hier neue Gestaltungsspielräume und Anforderungen für die Gestaltung ihrer Beziehungen, nicht zuletzt für ihre Vaterarbeit vor. Entgegen der Annahme, Scheidungen und Trennungen führten beschleunigt zum Verschwinden der Väter, zeigen rezente Forschungen ein differenzierteres Bild: Tatsächlich verschwinden die einen nach Trennung und Scheidung allmählich, zuweilen auch plötzlich aus dem Gesichtsfeld ihrer Kinder und Expartner, die anderen aber setzen ihre Vaterarbeit fort.<sup>9</sup> Man denke an die rasch wachsende Zahl der männlichen »Alleinerzieher«, die Vaterarbeit in sonst kaum erreichter Intensität leisten. Aber auch Väter, deren Kinder bei den getrennten Müttern wohnen, werden häufig aktiver. Geschiedene oder getrennte Männer betreuen ihre Kinder erstmals an Tagen, Wochenenden und auch wochenweise *allein*, und so mancher Vater handelt mit seinem Kind / seinen Kindern aus, wie er das nächste Wochenende oder den nächsten Urlaub *gestalten* wird. Auch wenn Männer in eine neue Partnerschaft eintreten und sich an einem neuen Familienhaushalt beteiligen, setzen sie ihre Vaterarbeit häufig unter noch komplexeren Bedingungen weiter fort. Sie tragen dann – wie ihre Kinder – wesentlich zur Herstellung eines binuklearen Familiensystems bei.

Eine mögliche Erklärung für die individuelle psychische Fähigkeit, Vaterarbeit zu intensivieren, bietet eine psychoanalytische Theorie. Sie geht davon aus, dass sich im Mann dessen Vater *unbewusst repräsentiert*, solange dies möglich und passend ist und die Erosion dieses Vor-Bildes nicht durch geänderte Verhältnisse erzwungen wird. Seine erste Vaterschaft erscheint als noch weitgehend *unbewusste* Wiederholung der als Kind erlebten Vaterschaft des Vaters. Nach Krisen, die durch Trennungen, Scheidungen, Unfälle oder den Tod der Partnerin ausgelöst werden, setzt eine *bewusstere Gestaltung* der Vaterarbeit ein.<sup>10</sup> Diese These steht und fällt mit der psychoanalytischen Annahme der frühkindlichen Vaterimago und ihrer anhaltenden Wirksamkeit im Lebensprozess. Im Folgenden soll sie mit einer sozialwissenschaftlichen Untersuchung konfrontiert werden.

Die bisherigen Überlegungen legen es nahe, Familien als soziale und kommunikative Systeme zu rekonstruieren und zu prüfen, ob und wie Ereignisse im sozialen und kommunikativen System wie Paarbildung, Geburten, Trennungen und Scheidungen, erneute Paarbildung etc. die Kommunikationen und insbesondere die Performanz der Männer als Väter verändern. Bei der Konstruktionsarbeit wird darauf zu achten sein, dass das soziale und kommunikative System und die Akteure nicht erstarren, sondern die permanente, zuweilen aber schubweise Strukturveränderung des kommunikativen Systems wie auch die soziale und psychische Plastizität der Akteure sichtbar gemacht werden.

In systemtheoretischer Perspektive (nach Luhmann) reproduziert sich das System Familie mit jedem Kommunikationsakt, den die Teilnehmer nach den Regeln des Systems setzen, wodurch sie sich als *Personen*, als Adressen für weitere Kommunikation, konstituieren. Vom Kommunikationssystem und seinen Personen ist der Einzelne als Akteur (nach Bourdieu) zu unterscheiden. Ereignisse im kommunikativen System (aber nicht jedes kommunikative Ereignis) bewirken auch Ereignisse im Erleben und Bewusstsein der Akteure. Ereignisse im Erleben und Bewusstsein (aber nicht jedes psychische Ereignis) führen zu Effekten im kommunikativen System. Das Verhältnis von kommunikativem System und Akteur kann mit einem Begriff aus der frühen Systemtheorie als *Interpenetration* bezeichnet werden.<sup>11</sup> Derartige Interpenetrationen erzeugen *Kontingenz*, *Intransparenz* und *Komplexität*.

*Kontingenz* entsteht, weil die Individuen im sozialen und kommunikativen System jeweils über einen gewissen Deutungs- und Gestaltungsspielraum verfügen, den sie auch mehr oder weniger nützen. Je weniger sie in Traditionen eingebettet sind, desto mehr sind sie herausgefordert, ihre erweiterten Handlungs- und Deutungsspielräume zu nützen und ihre Beziehungen nach revidierbaren Entwürfen unter den gegebenen Handlungs- und Deutungsbedingungen zu *gestalten*.

*Intransparenz* – also Undurchsichtigkeit für einen oder mehrere Teilnehmer im Kommunikationssystem – entsteht aus dreierlei Arten von Latenz: Erstens können Individuen ihr Unbewusstes nicht offenbaren: Hier ist der psychologische (oder psychoanalytische) Begriff von Latenz einzusetzen. Zweitens gehört es zu den Existenzbedingungen von Paarbeziehungen, Eltern-Kind-Verhältnissen, Familien und anderen sozialen Gruppen, dass die Individuen manches von ihrem inneren Erleben bewusst für sich behalten, um den Fortbestand des kommunikativen Systems (oder eines seiner Subsysteme, wie etwa die Paarbeziehung) nicht zu gefährden. Überdies erzeugen sie hier einen Sinn-Überschuss, indem das, was sie tun, für ihre Kommunikations- und Interaktionspartner einen anderen Sinn haben kann als für sie selbst: Hier ist der soziologische Begriff des latenten Sinns (Oevermann u. a.) einzusetzen. Drittens ist den Akteuren vieles von dem, was sie in ihrem Alltagsleben tun, derart selbstverständlich, dass sie nicht darüber nachdenken, die Regel nicht bewusst befolgen und infolgedessen weder ihre Handlungsentscheidung noch die Regel ausdrücklich kommunizieren. Hier ist der praxeologische Begriff des präreflexiven praktischen Sinns (Bourdieu) einzusetzen.

*Komplexität* entsteht, handlungstheoretisch gesprochen, aus dem Umstand, dass die Akteure aus ihren je spezifischen Perspektiven durch ihr Handeln und ihren Gestaltungswillen, aber auch unbewusst Wirkungen hervorbringen, die sie nur zum Teil beabsichtigt haben, die aber in der Folge für die beteiligten Akteure auf je besondere Weise wieder zu Bedingungen für Anschlusshandlungen werden, durch die sich das kommunikative und soziale System reproduziert.

Ein soziales und kommunikatives System und das innere Erleben der Akteure können empirisch durch die Interpretation und Analyse der in Texten gebundenen Erzählungen, durch teilnehmende Beobachtung, durch die Analyse von Photos oder Videofilmen etc. konstruiert werden. Doch bilden weder Erzähltexte noch irgendwelche ›Abbildungen‹ das Sozial- und Kommunikationssystem und das innere Erleben der beteiligten Personen resp. Akteure ab. Sie müssen im Wege der Text- oder Bildanalyse konstruiert werden. Dies geschieht, indem wir unsere Deutungen und Beobachtungen zu jeder Textsequenz systematisch nach einer binären Matrix sortieren: Für das soziale und kommunikative System beschreiben wir, was dort kommuniziert wird (das Manifeste) und was dort *nicht kommuniziert* werden kann (das Latente). In bezug auf das innere Erleben des Akteurs versuchen wir herauszufinden, was er weiß und erzählt (manifeste Sinn) und was ihm *nicht bewusst* ist, was *präreflexiv* ist oder was nicht gesagt werden soll (Latenz und latenter Sinn). Für das Individuum als Person im sozialen und kommunikativen System stellen wir die Frage, was es hier mit seinem Einsatz von materiellen, sozialen, psychischen und kommunikativen Ressourcen an Ereignissen auslöst und was dies für die Dynamik des kommunikativen Systems und für die psychische Dynamik der Akteure bewirkt. Das Wissen und die Deutungen der Individuen werden *interaktiv* und *diskursiv* hergestellt. Jede Selbsterzählung enthält daher zahlreiche Bezugnahmen auf öffentliche und private Diskurse. Umgekehrt befragen wir das soziale und kommunikative System, was es im Akteur an affektiven und kognitiven Ereignissen auslöst und inwieweit es die Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsschemata – den Habitus des Akteurs – labilisiert oder verändert. Diese binäre Matrix von Latentem und Manifestem und der in der Interpretengemeinschaft kontrollierte Einsatz von Theorien aller Art unterscheidet diese sozial-, kultur- und kommunikationswissenschaftliche Hermeneutik vom intuitiven Vorgehen der klassischen geisteswissenschaftlichen Hermeneutik.<sup>12</sup>

Mit diesen theoretischen Werkzeugen, Begriffen und Methoden soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, was Männer als Väter in Familien und binuklearen Familiensystemen leisten, ob und wie Trennung und Scheidung ihre Vaterarbeit reduzieren, zerstören oder intensivieren können und schließlich, wie all dies mit *diskursiven Skripts* von Vatersein und Väterlichkeit, von Mannsein und Männlichkeit zusammenhängt. Aus einem laufenden Forschungsprojekt,<sup>13</sup> das unter anderem Mann- und Vaterkarrieren in familialen Systemen über die letzten Jahrzehnte hinweg untersucht, stammt das folgende Fallbeispiel.<sup>14</sup>

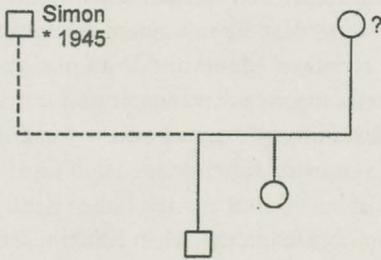
Nennen wir ihn Simon. 1945 in Wien geboren, studiert er in den sechziger Jahren Psychologie und Soziologie. Nach dem Doktorat der Philosophie Anfang der siebziger Jahre und einem *postgraduate* wird er zum Psychotherapeuten ausgebildet. Nach einigen Beziehungen zu Frauen, die zu keinem gemeinsamen Haushalt führen, zieht er mit dreißig Jahren erstmals zu einer Frau, die zwei kleine Kinder hat. (s. Abb.1) Mit *ihr* verspürt er noch keinen Wunsch, auch leibliche Kinder zu haben. Zu den Kindern der Frau hat er eine ungleichmäßige und ambivalente Beziehung. Mit dem Ende der Paarbeziehung und Simons Ausscheiden aus dem Haushalt nach zwei Jahren endet auch sein Kontakt zu den Kindern. Er verlässt die Stadt und begibt sich aus beruflichen Gründen für die nächsten Jahre nach Frankreich und dann in die USA.

Als er zehn Jahre später, 1985, nach Wien zurückkehrt, ist er, mittlerweile vierzig Jahre alt, fest entschlossen, sich beruflich und privat »zu etablieren«. Er eröffnet eine psychotherapeutische Praxis. Mit dem neuen, auf Stabilität setzenden Lebensprojekt verändert sich auch sein Partnerwunsch. Er beginnt aktiv nach einer »passenden« Frau zu suchen, mit der er Kinder haben kann. Nach längerem Suchen findet er Gitta, eine akademische Bildhauerin und Malerin. Sie ist im zweiten Monat schwanger. Der Vater des Kindes hat sie eben verlassen, auch mit dem Kind will er künftig nichts zu tun haben. Simon steigt an seiner Stelle in den Prozess der Vaterschaft ein, der mit der aufmerksamen Begleitung der Schwangerschaft beginnt. Der leibliche Vater spielt währenddessen in Simons Vorstellungen eine prominente Rolle: An Gitta fasziniert ihn nicht zuletzt, mit diesem bekannten älteren Künstler einige Zeit gelebt und gearbeitet zu haben. Simon entschließt sich, dessen Kind wie sein eigenes anzunehmen und übernimmt alle Aufgaben des Vaters. In der Kommunikation der neuen Familie wird der leibliche Vater in der Folge tabuisiert. Wir sehen einen Fall von Intransparenz: Gitta und Simon sind Komplizen in der Tabuisierung des leiblichen Vaters gegenüber dem Kind; zudem verschweigt Simon Gitta, dass ihn nicht zuletzt seine Fasziniertheit vom leiblichen Vater zur Übernahme dieser Vaterschaft veranlasst hat. So entsteht ein mehrschichtiges Familiengeheimnis, das die Gefahr seiner Aufdeckung in sich birgt.<sup>15</sup>

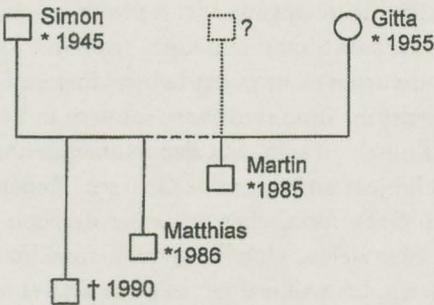
Simon teilt die diskursiv weit verbreitete, in West- und Mitteleuropa seit Jahrhunderten geltende Maxime, dass Männer erst dann Kinder in die Welt setzen sollen, wenn sie ihre »Nahrung« garantieren können. Viel jüngeren Diskursen der modernen Lohnarbeitsgesellschaft entstammt hingegen das alltagspsychologische Theorem, der Mann setze Kinder vornehmlich in die Welt, um seinem Leben Sinn zu geben und in seinem Kind die eigene Endlichkeit zu überleben. Nach seinen akademischen Wanderjahren will Simon endlich sesshaft werden und, wie es heißt, »eine Familie gründen«. Er folgt damit einer Master-Narrative, die derart fest im Deutungssystem der Gesellschaft verankert erscheint, dass sie auch von der studentisch-intellektuellen Familien- und Patriarchatskritik um »1968« nicht entkräftet

# Abbildung 1: Ein Mann in drei Familien

## Simons erste Familie 1975-77



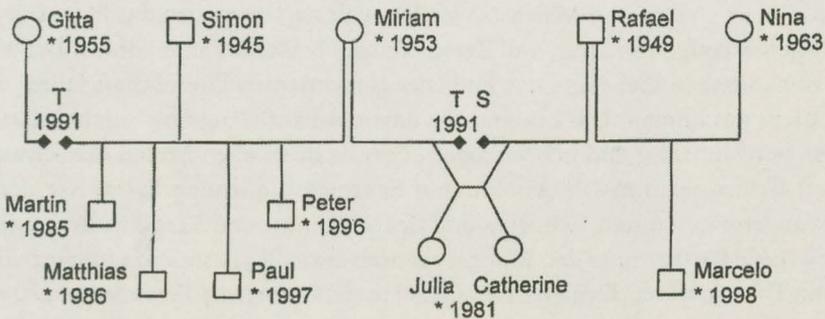
## Simons zweite Familie 1985-91



**LEGENDE:**

- Mann/Sohn
- Frau/Tochter
- Signifikant Abwesender (Leiblicher Vater)
- Weibliche Zwillinge
- leibliche Elternschaft
- nicht-leibliche Elternschaft
- T Trennung
- S Scheidung

## Simons dritte Familie und binukleares Familiensystem 1993-2000



werden konnte. Zudem begegnet sie Simon Tag für Tag in seiner beruflichen Arbeit. Anders als im ersten Versuch wird die Beziehung zu Gitta auf der symbolischen Ebene geradezu endlos, denn über die Kinder bleiben Mann und Frau auch über eine allfällige Trennung, ja sogar über den Tod eines und auch beider Partner hinaus aneinander gebunden: Ihre gemeinsame *Zeit*, *verkörpert* in ihren Kindern, wird fortan in jeder ihrer Selbsterzählungen Platz finden müssen, wie sie auch der Familiengeschichte ihrer Nachfahren namentlich eingeschrieben werden wird. Allerdings kann die *gemeinsame* Elternschaft daran scheitern, dass sie mit einem zweiten Projekt verknüpft wird, der romantischen Liebe zwischen Mann und Frau, die anders als die Elternschaft vergänglich ist. Neben Trennungen, Scheidungen und erneuten Bindungen ist es vor allem die Differenz der fusionierten Projekte, die – wie nun zu zeigen sein wird – zu Transformationen der Vaterarbeit führt.

Zwei Jahre nach der Geburt des ersten Kindes kommt ein leibliches Kind von Simon und Gitta auf die Welt. Simon ist davon überzeugt, zwischen Martin, seinem faktisch (aber nicht rechtlich) angenommenen Sohn, und Matthias, seinem leiblichen Sohn, keinerlei Unterschiede zu machen. Beiden ist er ein miterziehender Vater. Das Paar führt in Simons gründerzeitlicher Wohnung an der Wiener Ringstraße ein reges soziales Leben: Intellektuelle Freundinnen und Freunde, Berufskolleginnen und -kollegen treffen sich zu Diskussionen und Festen; sie realisieren das Modell des bürgerlichen Salons, wenn auch linksintellektuell gewendet und mit bescheideneren Mitteln. Doch bald stellt sich heraus, dass Simon und Gitta trotz intellektueller Gemeinsamkeiten verschiedenen Entwürfen eines guten Lebens folgen. Gitta will nicht als Kunsterzieherin im Schuldienst ihr Brot verdienen, sondern mit Hilfe von Simons Einkommen freischaffende Künstlerin sein. Mit den Mühen der Säuglings- und Kleinkinderphase gerät dieses Projekt an praktische Grenzen. Zudem ist Simon nicht bereit, zur Finanzierung von Gittas Wünschen seine Berufsarbeit auszudehnen, um ein höheres Einkommen zu erzielen. »Ich hätte mich dann zu sehr auf das Geldverdienen konzentrieren müssen. Ich wollte aber auch ein aktiver Vater sein.« Simon setzt durch, nicht in die Rolle des Familien-Ernährers, also in das Modell des Patriarchen gedrängt zu werden. Tatsächlich hält er sich neben den Wochenenden auch jeden Mittwoch für Martin und Matthias frei. Im Vergleich zu seinem ersten Versuch, Familie zu leben, intensiviert er also seine Vaterarbeit erheblich.

Als Martin sechs und Matthias vier Jahre alt ist, trennt sich das Paar. Der Trennung gehen einige von Streit und Zerwürfnissen belastete Jahre voraus. Der Verlust der romantischen Liebe und das Ende der gemeinsamen Elternschaft fallen, wie so oft, nicht zusammen. Die Erkenntnis, dass die Paarbeziehung »nicht passt« (Simon), wird zunächst dadurch verzögert, dass sie im zweiten Monat der Schwangerschaft Gittas beginnt. Die Affekte und Energien bindenden Ereignisse der zwei Schwangerschaften und Geburten und der Säuglings- und Kleinkinderphasen täuschen beide Partner über den Mangel erotisch-sexueller Attraktion hinweg. Simons eigene Theorie lautet: Ehehliche Treue sei eine zivilisatorische Errungenschaft, wider-

spreche jedoch der biologischen Determination und stelle hohe Anforderungen an die Beziehungspartner. Zugleich seien Ehen und ähnliche Beziehungen emotionell stark überladen, auf eine einzige Beziehung würden so gut wie alle Hoffnungen auf ein intensives, glückliches Leben projiziert, die Beziehung könne dies in der Regel nicht leisten. Trennung, Scheidung und die Neubildung von Beziehungen und Familien seien eine neue kulturelle Antwort auf das »uralte« Treue-Problem. Diese Eigentheorie stimmt im Kern mit gängigen sozialpsychologischen und soziologischen Theorien überein und verdankt sich offensichtlich Simons professioneller Arbeit als Psychotherapeut und seinem allgemeinen Wissen aus Psychologie, Soziologie und Geschichte. Diese Eigentheorie wird hier aber auch *praktisch* relevant, denn mit ihr begründet Simon sowohl seinen Entschluss zur Trennung als auch deren Aufschub im Interesse der Kinder. Abermals entsteht Intransparenz: Als Simon Gitta seine Trennungsabsicht mitteilt, trägt er den Wunsch schon seit langem mit sich. »Fremdgegangen« sei er allerdings »nur im Gedanken«, um sich der künftigen Möglichkeit sexuell und erotisch erfüllenderer Beziehungen zu versichern: ein phantasmatisches Geschehen, das im Kommunikationssystem intransparent bleiben muss, um die Trennung aufschieben zu können. Die Mitteilung des Trennungswunsches löst dann in Gitta heftige Affekte aus. Simon greift zum klassischen Mittel des Briefes: Aus »sicherer« Distanz teilt er Gitta nach einigen Wochen weiteren Zuwartens seinen endgültigen Entschluss zur Trennung mit. So will er sich den Aggressionen Gittas (»stundenlanges lautes Schreien«) entziehen. Was Gitta derart erschüttert, wird Simon nur in den kommunizierten Teilen bewusst. Wir können vermuten, dass Gitta den Trennungswunsch als Verrat eines Mannes erlebt, der sechs Jahre zuvor als Retter in ihr Leben getreten ist, als sie der Vater ihres ersten Kindes eben verlassen hatte. Möglicherweise verspürt sie ihre Trauer nun umso heftiger, da sie damals durch den Eintritt Simons davon abgehalten wurde, ihre Trauer auszuleben. Rückblickend bezahlte Simon für seine zweifache »miterziehende« Vaterschaft einen hohen Preis, nämlich die Einschränkungen seines Wohlbefindens durch Streit und Kampf in der Paarbeziehung für einige Jahre auf sich zu nehmen. Auch deshalb fasst er den Vorsatz, beiden Söhnen weiterhin ein aktiver Vater zu bleiben. Er schwört Gitta und sich selber darauf ein, ihre Beziehungskonflikte künftig von der Elternschaft zu trennen. In den ersten Jahren nach der Trennung leben die Söhne jedes zweite Wochenende und jeden Mittwoch bei ihm.

Schon in den letzten Monaten seiner Beziehung mit Gitta lernt Simon Miriam kennen, eine Ärztin für Allgemeinmedizin. Sie hat sich kurz zuvor von ihrem Ehemann, einem Berufskollegen, getrennt und lebt mit ihren Zwillingstöchtern, Julia und Catherine, die zu dieser Zeit zwölf Jahre alt sind. Miriam ist nach ihrer Scheidung keineswegs situativ hilflos, sondern selbstbewusst und beruflich wie privat gut organisiert. Sie begegnet Simons Eroberungsversuch anfangs mit einer Mischung aus Skepsis und Ironie. Beide beginnen die Beziehung langsam und vorsichtig aufzubauen. Erst nach zwei Jahren ziehen Miriam und ihre Töchter in die Wohnung Simons ein. Anders als bei seinem etwas abrupten Eintritt in Gittas Leben wird Si-

mon diesmal nicht zum rettenden oder besseren Vater. Rafael, der Vater der beiden Mädchen, ist sehr präsent; für ihn hat die Betreuung seiner Töchter, die er jede zweite Woche voll übernimmt, Priorität vor allen anderen Interessen; er entspricht dem Typus des neuen Vaters. Als Retter oder besserer Vater ist hier für Simon kein Platz. Seit der Trennung wechseln Julia und Catherine wochenweise zwischen den Wohnungen der Mutter und des Vaters. Seit beide Eltern wieder mit neuen Partnern zusammenleben, wechseln sie auch zwischen zwei »Fortsetzungsfamilien«. Doch nicht nur die Töchter bewegen sich zwischen den beiden Haushalten hin und her, auch Rafael und dessen zweite Frau Nina besuchen Miriam und Simon häufig; die in beiden Fortsetzungsfamilien neu geborenen Kinder werden wechselseitig betreut, Familienfeste gemeinsam gefeiert. So entsteht ein besonders aktives *binukleares Familiensystem*. (s. Abb.1)

Doch umfasst dieses komplexe System auch die Söhne Simons aus dessen zweiter Familie? Einmal in der Woche erfolgt der Besuch von Martin und Matthias, Simons Söhnen aus der Beziehung mit Gitta. Simon, Miriam und die Zwillinge unternehmen anfangs einige Anstrengungen, Martin und Matthias in ihre Familie zu integrieren. Doch wird bald offensichtlich, dass sich die beiden nicht zur neuen Familie ihres Vaters rechnen; sie fühlen sich eher als Gäste, die einer Verpflichtung gegenüber dem Vater nachkommen. Sie zeigen also ein auch aus anderen Untersuchungen bekanntes »Besucherverhalten«,<sup>16</sup> das den sukzessiven Bedeutungsverlust der neuen Familie ihres Vaters wortlos manifestiert. Möglicherweise wünschen sie sich, Tage, Wochenenden oder Urlaube allein mit ihrem Vater zu verbringen, doch auch darüber sprechen sie nicht. Ihre Mutter ist der Ansicht, getrennte Väter sollten ihre Kinder allein treffen und sie nicht in ihre neue Familie integrieren. Gittas Abneigung, ihre Söhne und damit gewissermaßen auch sich selber in das Familiensystem zu integrieren, erinnert uns daran, dass Trennungen und Scheidungen in der Regel auch Verlierer produzieren, deren Bereitschaft, an der Fortsetzungsfamilie des ehemaligen Partners teilzunehmen, gering ist. Was die einen zu Gewinnern, die anderen zu Verlierern macht, entscheidet sich offenbar aus der Dynamik des vorherigen Trennungsgeschehens. Miriam und Rafael wollten ihre erste große Liebe zu einem lebenslangen Familienprojekt ausbauen, das zwar scheiterte, aber – reduziert auf Elternschaft und Freundschaft – im binuklearen Familiensystem fortgesetzt werden kann. Sie haben sich im Trennungsprozess nicht verfeindet. Beide finden rasch neue Partner und leben in zufriedenstellenden Intimbeziehungen. Hingegen findet Gitta keinen neuen Intimpartner, mit dem sie eine Fortsetzungsfamilie gründen könnte. Das gelingende neue Paar- und Familienleben auf der »anderen Seite« erfüllt sie daher mit Wehmut und – immer noch mit Aggression. Damit aber boykottiert sie – bewusst oder unbewusst, beredt oder schweigend – auch die Besuche der beiden Söhne in Simons neuer Familie und deren beharrliche Anstrengungen, die Söhne zu integrieren. Aber auch Simon will seine Vaterarbeit gegenüber Martin und Matthias nicht mehr mit Gitta koordinieren. Den Wunsch Gittas, Angelegenheiten der Kinder mit ihm zu besprechen, weist Simon zurück; er verdächtigt Gitta,

ihn unter diesem Vorwand wieder in eine Beziehung ›hineinziehen‹ zu wollen. Offenbar ist er wie seine Expartnerin nicht in der Lage, den guten Vorsatz, die Eltern-ebene von der Paarebene zu trennen, in die Tat umzusetzen.

Die Kriterien der erneuten Partnerwahl Simons erklären sich im wesentlichen aus den in der Beziehung mit Gitta erlebten Defiziten – aus Erfahrungen, die sich in der Auseinandersetzung mit relevanten Diskursen der achtziger Jahre formulieren: Die neue Partnerin soll Erotik, Sex, Mutterschaft und eine sichere und adäquate Profession vereinen können. Schon deshalb ist es abermals keine junge, unerfahrene Frau, auf die Simons Auge fällt, sondern eine geschiedene Frau mit Kindern, die »fest im Berufsleben steht«. Warum aber will Simon mit Miriam noch ein gemeinsames Kind? Sechs subjektive Gründe sind aus den Erzählungen herauszufiltern: Erstens ist er nun schon über fünfzig Jahre alt, ein kleines Kind könnte seine Energien mobilisieren und das subjektive Altern verlangsamten. Zweitens soll Miriam mit einem gemeinsamen Kind fester gebunden werden. Drittens ist die materielle und berufliche Situation des Paares erheblich besser als in den früheren Beziehungen; beide Partner verfügen über einen geliebten Beruf und ein gutes Einkommen; Miriam bestreitet ihren Lebensunterhalt und die Hälfte des Lebensunterhalts ihrer beiden Töchter, die andere Hälfte finanziert deren leiblicher Vater. Damit verfügen Simon und Miriam, viertens, über annähernd gleichwertige materielle, sozialkulturelle und psychische Ressourcen, die eine partnerschaftliche Beziehung und die faire Teilung der Elternarbeit ermöglichen sollten. Fünftens hängt Simon nach wie vor der Idee an, ein gemeinsames Kind sei Beweis einer gelungenen Partnerwahl und Symbol für das Überleben des Paares in der künftigen Familien-Geschichte. Sechstens, in dem Maße, in dem sich Simons Beziehung zu seinen beiden ersten Söhnen reduziert, wünscht er sich neue kleine Kinder im Haus, die seine Vaterliebe, Zärtlichkeit und Sorge rückhaltlos auf sich ziehen. Aus diesem Amalgam von Interessen, Ideologemen und Emotionen versucht Simon, Miriam zu einem gemeinsamen Kind zu überreden.

Miriam zögert. Sie ist unsicher, ob sie neben den Belastungen durch Beruf und Haushalt eine weitere Schwangerschaft und eine neuerliche Säuglings- und Kleinkindphase auf sich nehmen soll. Doch schließlich willigt sie ein. Der so nachdrücklich vorgetragene Wunsch Simons nach einem gemeinsamen Kind habe sie tief gerührt, erzählt sie. Dazu müssen wir wissen, dass sie kurz vor Beginn ihrer Ehe mit Rafael eine schwere psychische Verletzung erlitt, als sie sich gezwungen sah, eine erste Schwangerschaft abzuberechen. Rafael, wie Miriam Mediziner, stammt aus einer andalusischen Familie sephardischer Herkunft. Nach zwei mit Miriam in Sevilla verbrachten Jahren kam er nach Wien, wo er, der deutschen Sprache kaum mächtig, zunächst in einem Krankenhauslabor arbeiten musste, ehe er eine adäquate Stelle als Anstaltsarzt fand. Dennoch fasste er noch lange nicht Fuß und fühlte sich immer wieder in den Süden gezogen. Wegen dieser Unruhe konnte er sich auch (noch) nicht entscheiden, Vater zu werden. Als dann zwei Jahre später unter stabilisierten sozialen und materiellen Bedingungen die Zwillingstöchter geboren wurden,

wuchs Rafael rasch in seine neue Vaterrolle hinein.

Schon eineinhalb Jahre nach der Geburt von Peter, dem ersten gemeinsamen Kind von Miriam und Simon, kommt noch ein zweites, Paul, auf die Welt. Es dauert jeweils einige Monate, bis Miriam, einigermaßen erschöpft, sich von jedem schlechten Gewissen gegenüber den Töchtern befreit und dem Baby, wie sie sagt, »einen Platz in ihrem Herzen« einräumt. Auch Mutterliebe stellt sich nicht von Natur aus ein; auch Mutterschaft wird prozessual und interaktiv hergestellt. Doch bald bilden die beiden Kleinen das neue affektive Zentrum der Familie. Nach anfänglichen Besorgnissen, ihre zentrale Stellung in den beiden Fortsetzungsfamilien und im binuklearen Familiensystem einzubüßen, sind auch Julia und Catherine begeistert und verfolgen aufmerksam jeden Entwicklungsschritt ihrer »kleinen Brüder«. Von »Halbbrüdern« reden sie natürlich nicht. Kurz nach der Geburt von Paul erhalten auch Rafael und dessen zweite Frau Nina einen Sohn, Marcelo. (s.Abb.1)

Schon an dieser Skizze ist zu erkennen: Art und Intensität der Vaterarbeit ändern sich bei Simon (wie auch bei Rafael) im Lauf der Jahre erheblich. Bedenken wir, dass Simons drei Versuche, Familie zu leben, in die siebziger, achtziger und neunziger Jahre fielen, in denen sich öffentliche Diskurse turbulent veränderten. Simons erster Versuch fiel in die Zeit nach 1968. Als Student und dann auch als *Post-graduate* bewegte er sich in einem intellektuellen Milieu, aus dem er seine wichtigsten Freunde rekrutierte und über die Jahre beibehielt; hier stand er in direktem Verhältnis zum Diskurs der Neuen Linken und war mit der Kritik am Konsumismus der »bürgerlichen Familie«, am Patriarchat und an der behaupteten Sexualrepression konfrontiert. In den Diskussionen mit Freunden und Kollegen im Lauf seines Studiums und der Ausbildung zum Psychotherapeuten machte er sich vieles davon zu eigen. Entsprechend skeptisch begegnete er der Erwartung, den Kindern seiner ersten Partnerin in irgendeiner Weise Vater zu sein. Sein zweiter Versuch, Familie zu leben, fiel in die zweite Hälfte der achtziger Jahre. Die theoretischen Diskurse der Neuen Linken waren – nicht nur für Simon – hinter den Erfahrungen des Berufslebens verblasst. Seine Partnerin, in der Frauenbewegung politisch sozialisiert, forderte eine aktive Vaterschaft des männlichen Partners. Die Gleichsetzung des nicht-leiblichen und des leiblichen Sohnes entsprach der Konzeption sozialdemokratischer Familienpolitik und erschien durch die Milieutheorie wissenschaftlich fundiert. Simons dritter Versuch, Familie zu leben, setzte Anfang der neunziger Jahre ein, als das sozialdemokratische Projekt auch in Österreich einer neoliberalen Hegemonie zu weichen begann. Simon und Miriam (wie auch Rafael und Nina) verstehen sich in Differenz dazu als »oppositionell«, »postmateriell« und »alternativ«; die besonders engagierte Gestaltung ihres Familienlebens und ihrer Kommunikation im binuklearen Familiensystem nimmt sich wie die Gestaltung einer subkulturellen Privat-Insel aus, die den Solidaritätsverlust der Gesellschaft wettmachen soll.

Wie die öffentlichen Diskurse in den Selbsterzählungen der Akteure und in der Kommunikation der sozialen Systeme Platz greifen, bedürfte einer eingehenderen

Analyse. Hier soll nur angemerkt werden, dass sich auch die mächtigsten Diskurse nicht platterdings »niederschlagen«, sondern von den Akteuren divers interpretiert und in relevant erscheinenden Teilen in die Selbsterzählungen eingearbeitet werden. Ich habe an anderer Stelle<sup>17</sup> vorgeschlagen, diesen Vorgang als *Übersetzung* von öffentlichen Diskursen und diskursiven Elementen in Selbsterzählungen zu denken, wo sie von der vorübergehenden Gegenwart aus sowohl retrospektiv (für die Deutung des Vergangenen) als auch prospektiv (für den Entwurf der Zukunft) genützt und somit für die Selbsterzählung bedeutsam werden. Die Selbsterzählung, immer prekär und immer wieder erneuert, konstituiert und reformuliert eine prozesshafte und interaktive Identität. Die über längere Zeit zusammenlebenden Männer, Frauen und Kinder teilen bis zu einem gewissen Grad bestimmte Erzählungen, von denen einige durch wiederholtes Erzählen zu Familienmythen verdichtet und vereinfacht werden. Indem sich das kommunikative System von Anderen, Nichtzugehörigen, Fremden unterscheidet,<sup>18</sup> bildet es eine kollektive Identität als Kleingruppe aus. So erhalten die Diskurse einen Sitz im inneren Erleben des Akteurs wie auch in sozialen und kommunikativen Systemen.

#### »Stiefväter« und »väterliche Freunde«

Apropos öffentliche Diskurse. Die Mehrzahl der in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren durchgeführten Studien über »Stieffamilien« ging, einem Dispositiv der Wissenschaften, der Politik, der Sozialarbeit und der herrschenden Religionen folgend, noch von einem Devianz- und Defizitmodell aus: Soziologen, Psychologen und Pädagogen begannen ihre Arbeit immer schon in der Gewissheit, »Stiefkind« zu sein sei schwierig, häufig pathogen, die Rolle des »Stiefvaters« sei oft unglücklich, die der »Stiefmutter« geradezu hoffnungslos, die abnormen Verhältnisse führten häufig zu Aggression, Missbrauch, Schulversagen, Anpassungsschwierigkeiten, Kriminalität oder sittlicher Verwahrlosung der Kinder. Unterschiede zu strukturell »vollständigen« Familien und Differenzen zur Normalfamilie wurden nicht als Hinweise auf die Eigenart dieser Beziehungskulturen, sondern als Zeichen von Devianz interpretiert.<sup>19</sup> Diese Forscher reproduzierten also diskursiv weit verbreitete Überzeugungen nach der vielleicht universalen Prozedur, das Normale durch Ausschluss und Denunziation des Anormalen allererst zu konstituieren, den diskriminierenden Akt aber nicht als solchen und noch weniger in den eigenen Begriffssystemen wahrzunehmen. Mit ihrer Definitions- und Publikationsmacht trugen sie zur Erhärtung der Devianzthese bei, was den Stigmatisierten das Leben gewiss nicht erleichterte. Neuere Untersuchungen in den achtziger und neunziger Jahren fanden deutlich veränderte Bedingungen vor. Die Zahl der »Stieffamilien« und der »Teilfamilien« erhöhte sich von Jahr zu Jahr; die Rede, dass es sich hier um deviante Minoritäten handle, verlor rasch an Geltung. Mit dem konstruktivistischen Paradigma wurde die Selbstbeobachtung der Humanwissenschaften opportun. In

kritischer Wendung gegenüber der normierenden Normalwissenschaft entstanden erste qualitative Studien, die nicht mehr vorab festlegten, was zu suchen und zu finden sei. Erst jetzt konnten auch gelingende Fälle von »Stieffamilien« und damit auch von »Stiefvaterschaften« gefunden werden, das Bild begann sich nach dem Alter der Kinder und nach den zahlreichen möglichen Kombinationen leiblicher und nicht-leiblicher Elternschaft zu differenzieren.

Friedl und Maier-Aichen fanden Anfang der neunziger Jahre für die Beziehung des Mannes zu den Kindern seiner Partnerin drei Modelle: den »Stiefvater« als den »besseren Vater«, den »ambivalenten Stiefvater« und den »Freundvater«.<sup>20</sup> Im Modell des besseren (Stief-)Vaters tritt der Mann in die Teilfamilie einer Frau und ihrer meist noch kleinen Kinder ein, die ihn – so wie er sich selber – als rettenden Ersatzvater erleben. Die Frau erwartet vom Mann, dass er sich wie ein leiblicher Vater engagiert. Sie möchte ausdrücklich, dass er den ausgeschiedenen leiblichen Vater *ersetzt* und setzt alles daran, den leiblichen Vater zum Verschwinden zu bringen, so dass für den neuen Mann als »besserer Vater« Platz wird. Im Modell des »ambivalenten Stiefvaters« schwankt der Mann in seiner Vaterarbeit unsicher zwischen Distanz und väterlichem Engagement; oft ist er auch durch ein schlechtes Gewissen gegenüber seinen zurückgelassenen leiblichen Kindern gehemmt. Männer, die dem Modell des »Vaterfreundes« folgen, bemühen sich, die Freundschaft des Kindes oder der Kinder zu gewinnen, dies vor allem dann, wenn die Kinder schon in jugendlichem Alter sind und eine gute und regelmäßige Beziehung zu ihrem leiblichen Vater unterhalten.

Diese Typologie erscheint auf den ersten Blick brauchbar. Doch anders als Friedl und Maier-Aichen dachten, ist ein Mann nur dann einem dieser Typen zuzuordnen, wenn wir ihn virtuell einfrieren. Wählen wir aber, wie eingangs begründet, eine sozial-dynamische und lebensgeschichtliche Sicht, oszilliert er mehr oder minder zwischen diesen Typen. An der Vaterkarriere Simons ist das gut zu illustrieren: Dem Typus des »ambivalenten Stiefvaters« ist Simon in seiner ersten Familie zuzurechnen, als er, noch skeptisch und unsicher und ohne Erfahrungen und Kompetenzen keine konsistente Beziehung mit den Kindern seiner Partnerin aufbauen kann und mit der Trennung von der Frau auch den Kontakt zu den Kindern abrupt beendet. Dem Typus des »rettenden, besseren Vaters« entspricht Simon in den ersten Jahren seiner Beziehung zu Martin; hier tritt er schon im zweiten Monat der Schwangerschaft in die Vaterarbeit ein. Dem Typus des »Vaterfreundes« entspricht er in seiner Beziehung zu Miriams Töchtern, die in Rafael einen präsenten leiblichen Vater haben. Mit anderen Worten: Diese Typologie passt einigermaßen auf Lebensabschnitte des Mannes, sagt jedoch nichts über die Dynamik und Veränderung, denen die Vater-Kind-Beziehungen im sozialen System, innerpsychisch und unter dem Eindruck von Diskursen unterliegen.

Der sich steigenden Intensität von Simons Vaterarbeit in bezug auf seine kleinen Kinder, Peter und Paul, steht die zunehmende Distanz von Martin und Mathias zu ihrem Vater gegenüber. Sie fühlen sich bei ihren wöchentlichen Besuchen

immer weniger wohl und reduzieren ihre Besuche nach und nach auf ein gemeinsames Mittagessen pro Woche. Simon weiß kein Mittel, diese Entwicklung zu stoppen oder umzukehren. Er ist darüber traurig und tröstet sich mit der Argumentation, dass ihn Martin und Matthias, jetzt (im Jahr 2000) dreizehn und fünfzehn Jahre alt, auch weniger brauchten als früher; die Peers (Klassenkollegen aus dem Gymnasium) würden für sie immer wichtiger. Vor allem aber tröstet Simon das Leben mit seinen beiden kleineren Söhnen Peter und Paul. Es vollzieht sich eine andere Art von Kindertausch, als dies Furstenberg<sup>21</sup> beschrieb: Hier treten nicht Stiefkinder einer zweiten Frau an die Stelle der vom Vater verlassenen leiblichen Kinder, sondern die mit der neuen Partnerin gemeinsamen leiblichen Kinder treten an die Stelle der Kinder aus der früheren Beziehung. In den Begriffen der referierten Typologie gerät Simon in seinem Verhältnis zu Martin nach und nach vom Modell des »besseren und rettenden« in das Modell des »ambivalenten Stiefvaters«, aber auch zu seinem leiblichen Sohn Matthias wird die Beziehung zusehends dünner. Der Rückgang der Vaterarbeit erfolgt in Reaktion auf den Rückzug der Söhne und die passive Resistenz ihrer Mutter, also interaktiv. Der Typuswechsel ist kein Wechsel der persönlichen Charaktermaske, sondern entsteht durch eine Transition des Systems der sozialen Beziehungen und Kommunikationen. Der Einzelne fühlt sich darin, wie Simon, auch schon einmal »hilflos«, »ratlos« und ohne Chance, den Gang der Dinge zu verändern. Simon, Miriam und die Zwillingstöchter reagieren in ihren Gesprächen damit, das *Anderssein* von Martin und Matthias zunehmend herauszustellen. Auch in den Interviews heben sie hervor, Martin und Matthias hätten »überhaupt keinen Gemeinschaftssinn«. Abstrakter gesagt: Das soziale System schiebt sie nach den in ihm geltenden Regeln und Maximen an seinen Rand.

Simon, der im Lauf von zweieinhalb Jahrzehnten in drei Familien mit acht Kindern von drei Frauen zusammenlebt, ist nicht einem einzigen Typus von Vater und auch nicht einem einzigen Typus von »Stiefvater« zuzuordnen. Über die Transitionen kommt es auch zur *Gleichzeitigkeit* verschiedener Arten von Vaterarbeit. Transitionen im sozialen und kommunikativen System können eingeübte Handlungsmuster, Gewissheiten und Überzeugungen des Akteurs labilisieren. Damit geht der Abbau unbewusster und vermeintlich natürlicher Handlungsweisen einher, wodurch sich die Anforderung an den Mann erhöht, die Vaterarbeit nach reflektierten Entwürfen und wechselnden Kontexten differenziert zu *gestalten*. Diese genuin soziologische These scheint mit der eingangs referierten psychoanalytischen These kompatibel, sofern man die Vaterimago nicht als erstarrte und inkorporierte Determination begreift.

Die spezifische *Konkurrenz unter Männern* wird in und zwischen Fortsetzungsfamilien gefördert und lenkt den Blick auf die Leistungen im Feld der Vaterarbeit. Leibliche Väter, die aus dem Haushalt ausscheiden und ihre Vaterarbeit fortsetzen, geraten mit den neuen Partnern der Mütter, die nun mit ihren Kindern zusammenleben, in eine beiderseits erlebte Konkurrenz und Rivalität. Dies kann ihren Einsatz in der Vaterarbeit vermindern, aber auch erhöhen. Auch Großväter beobachten,

kontrollieren oder ergänzen ihre Söhne in deren Vaterarbeit; besonders nach Trennungen und Scheidungen greifen sie häufig in die Betreuung der Kinder ein. In lebensgeschichtlicher Perspektive kann gesagt werden: Großväter setzen dann ihre Vaterarbeit fort, und auch sie ändern ihre »späte« Vaterarbeit gegenüber ihren ersten Versuchen erheblich; ihre Kinder nehmen es oft mit Erstaunen wahr. Söhne setzen sich, auch was ihre Vaterarbeit betrifft, insgeheim mit ihren Vätern auseinander: Sie erinnern sich an ihre Kindheit, vergleichen, identifizieren sich oder unterscheiden sich in ihrer Vaterarbeit von ihren Vätern. Folgen wir wieder der psychoanalytischen Theorie, ist in ihrem Unbewussten eine Vaterimago aus der Kindheit eingepägt. Im Lauf des Aufwachsens bilden sie in ihren Beziehungen Vater-Modelle, sie phantasieren in unterschiedlichen Kontexten einen Vater, um die empfundenen Defizite des Vaters – oder auch, wie bei Simon, den toten, im Weltkrieg gefallenen Vater – phantasmatisch zu kompensieren.<sup>22</sup> Je bewusster sie nun als erwachsene Männer ihre aktuelle Vaterarbeit gestalten, desto eher entkommen sie dem unbewussten Nachvollzug ihrer Vater-Imago und ihres Vater-Modells.

In der zweiten Familie Simons mit Gitta steht ein bekannter älterer Künstler als Vorgänger und leiblicher Vater Martins in Simons *phantasmatischem Raum* (s. Abb.1), ein Mann, den Simon bewundert, der aber seinem eigenen Kind verheimlicht wird. Mit ihm misst sich Simon eine Zeit lang, ihn will er als Vater ersetzen. Wir können annehmen, dass er auch in Gittas Phantasien, wenn auch mit anderen Gefühlen, präsent ist. In der dritten und aktuellen Familie steht Simon mit Rafael, dem Exmann seiner Frau, in einer *sozial präsenten* Konkurrenz. Simons Verhältnis zu Rafael ist freundschaftlich. Die beiden Männer nehmen an ihrer Vaterarbeit regen Anteil. Rafaels Engagement in der Betreuung seiner Töchter macht zu Beginn starken Eindruck auf Simon und fördert seinen Entschluss, noch einmal Kinder zu bekommen. Wenn die beiden Fortsetzungsfamilien heute diverse Familienfeste gemeinsam feiern oder an Wochenenden zusammenkommen, was bekanntlich auch mit Arbeit verbunden ist, übernimmt Simon eine gestaltende Rolle. Er kocht nicht nur bei besonderen Gelegenheiten, sondern auch an normalen Wochentagen. Fast täglich kauft er auf einem nahen Markt Lebensmittel ein und beachtet dabei genau die aktuellen Lehren des Gesundheitsdiskurses.<sup>23</sup> Die postmaterielle Einstellung auf beiden Seiten lässt die sonst häufig zu beobachtende Konkurrenz der Fortsetzungsfamilien um Konsumstandards, Wohnungseinrichtungen, Autos oder Urlaube nicht entstehen, jedenfalls ist den Erzählungen und unseren Beobachtungen nichts derartiges zu entnehmen.

Eine so kooperative und kommunikative Gestaltung des binuklearen Familiensystems unter maßgeblicher Beteiligung zweier Männer und Väter ist wohl eher selten. Dennoch zeigt auch der seltene Fall, worum es geht. Auch dort, wo Missgunst, Eifersucht und Verdächtigungen zwischen den Fortsetzungsfamilien ehemaliger Partner herrschen, entsteht für die Männer erhöhter Leistungsdruck: Sie fühlen sich in ihrer Vaterarbeit beobachtet und kommentiert, subjektiv geht es ihnen häufig darum, wer der »bessere Vater« ist. Der mit dem Kind nicht leiblich verwandte

Mann fühlt sich meistens in der schwächeren Position, da er seine Beziehung zum Kind oft erst mühevoll herstellen muss. Wir teilen die Meinung, dass diese Beziehung nicht von Anfang an und auch nicht in jedem Fall eine *väterliche* Beziehung sein kann. Ein *Überengagement* des Mannes, der dem Kind/ den Kindern so schnell wie möglich ein ›wirklicher‹ Vater werden will, scheint eher Schwierigkeiten zu schaffen als zu beseitigen: Es drängt den leiblichen Vater aus dem System und reizt dessen Widerstand, überdies stürzt es die Kinder und die Partnerin in Loyalitätskonflikte, die oft nicht mehr aufzulösen sind. Von *Überengagement* wird auch gesprochen, wenn der neue Partner der Frau an sich selber die Forderung stellt, das Kind oder die Kinder seiner Partnerin »wie seine eigenen« zu lieben.<sup>24</sup> Aus der Sicht vieler »Stiefväter« fällt dem leiblichen Vater die Liebe des Kindes gleichsam in den Schoß. Tatsächlich fördert die Begrenzung des Zusammenseins von Vater und Kind auf einzelne Tage oder Wochenenden die fortgesetzte Idealisierung des leiblichen Vaters. Auffassungsunterschiede über die richtige Erziehung des Kindes können die Rivalität der beteiligten Männer verschärfen. All dies führt häufig dazu, dass sie einander nicht – wie Simon und Rafael – wertschätzen, sondern *abwerten*. Kinder beobachten die rivalisierenden Männer aufmerksam und können dadurch im Aufbau einer eigenständigen Beziehung zum neuen Partner der Mutter behindert werden.<sup>25</sup>

Die Beziehung des Mannes zu heranwachsenden Mädchen im eigenen Haus, die nicht seine leiblichen Töchter sind, wird in der Forschungsliteratur als delikat eingeschätzt. Sozialpsychologische Forschung behauptet die Abschwächung des Inzesttabus infolge des Fehlens von »Blutsverwandtschaft« und eine mögliche »Sexualisierung« der »Stieffamilie«.<sup>26</sup> Psychoanalytisch orientierte Forscher/innen diskutieren das ödipale Dreieck von Stiefvater, Mutter und Tochter: Die jugendliche Tochter könne sich durch die sexuellen Aktivitäten der Mutter herausgefordert fühlen, ihr den neuen Mann streitig zu machen.<sup>27</sup> Mancher Mann habe dann Schwierigkeiten, die Balance zwischen »väterlicher« und »männlicher« Nähe zu finden.<sup>28</sup>

Vor dieser Negativ-Folie nicht oder schlecht gelingender oder gar pathogener Fortsetzungsfamilien gewinnt die kompetente Gestaltung der Fortsetzungsfamilie von Simon und Miriam, nicht zuletzt Simons Beziehung zu Miriams Töchtern an Erkenntniswert. Simon ist bereits Vater von zwei Söhnen, als er sich von Gitta trennt. Töchter sind hingegen aufregendes Neuland für ihn. Doch Julia und Catherine haben in Rafael einen sehr präsenten Vater, bei dem sie jede zweite Woche wohnen. Für eine Vaterrolle Simons gegenüber den Zwillingen ist deshalb kein Platz. Wohl in Auseinandersetzung damit entwickelt Simon auch nicht den Wunsch, den beiden Mädchen Vater zu sein, er will mit ihnen eine Art Freundschaft schließen, was auch gelingt. Wie ist nun diese Beziehung für den Sozialisationsprozess der Töchter zu bewerten? Die Freundschaft zu Simon dürfte für Julia und Catherine eine spezielle *Modellfunktion*<sup>29</sup> haben. Über die letzten sieben Jahre lernten sie mit einem etwa fünfzigjährigen Mann zu leben, der ihre Mutter liebt und der von ihrer Mutter geliebt wird und überdies mit ihrem Vater befreundet ist. Damit

rückte Simon an prominenter Stelle in die Reihe der verfügbaren Mann-Modelle ein. Psychoanalytisch gesprochen ist Simon ein Mann-Modell im Familienroman der Mädchen. Für ihre künftigen Partnerwahlen könnte es orientierend sein. Dieses Mann-Modell des väterlichen Freundes, den die Zwillinge ja auch bei seiner engagierten Vaterarbeit mit den kleinen Brüdern beobachten können, weist auf eine partnerschaftliche Mann-Frau-Beziehung *vor*aus. Ein Effekt könnte sein, dass sich die Fähigkeit der Töchter, Geschlechterrollen und Beziehungen kritisch zu reflektieren, in dieser Konstellation über die Jahre erhöht.

Simon beteuert, keinen Unterschied zu erleben zwischen seinen leiblichen und seinen nicht-leiblichen Kindern. Seine Partnerin Miriam aber beharrt auf dem Anderssein von Simons ersten Söhnen und hebt Martin als »Stiefsohn« besonders hervor: Zu ihm bestehe ja schließlich »gar keine« Blutsverwandtschaft. Sie betont dies auch, um sich selbst und uns zu erklären, warum die Integration von Martin und Matthias in die Fortsetzungsfamilie nicht gelingt. Hingegen will sich Simon trotz seiner Enttäuschung weiter um seine beiden ersten Söhne bemühen. So wie in diesem Fall ziehen die Mitglieder einer Fortsetzungsfamilie die Außengrenze ihrer Familie häufig verschieden weit oder eng. Die Konstrukte und Gefühle familialer Identität sind zumindest in den ersten Jahren einer Fortsetzungsfamilie nicht kongruent. Doch anders als es Miriam wissen will, schafft der biologische Zusammenhang allein keine Verbundenheit. Nicht die fehlende biologische Bindung macht den Mann zum »Stief«-Vater und das Kind zum »Stief«-Kind, wie es Miriam unter Berufung auf den Mythos der Blutbeziehungen suggeriert, sondern allein die Deutung der fehlenden biologischen Bindung als Ursache von Differenzen im sozialen und kommunikativen System. Gitta und Simon haben keinen Zweifel zugelassen, dass Simon der Vater von Martin sei. Die leibliche Vaterschaft des großen Abwesenden wurde so kurzerhand aus der Welt geschafft. Miriam hingegen kehrt sie nun wieder hervor, womit sie die Entfernung von Simons ersten Söhnen, ob sie es will oder nicht, unterstützt. Aber auch dies zeigt unser Fallbeispiel: Je länger und intensiver ein leiblicher Vater (wie Rafael) die Beziehung zu seinen Kindern bis zur Trennung des Paares aufgebaut hat und danach weiterführt, desto eher tritt ein neuer Partner der Mutter (wie Simon) in seinem Verhältnis zu den Kindern als »väterlicher Freund« in Rang und Namen hinter den Vater zurück.

Es gibt offenbar zeit- und kulturspezifisch variable *Grenzen der Komplexität* des kommunikativen Systems und subjektive Grenzen der *Gestaltungskraft* der Akteure. In der Fortsetzungsfamilie von Simon und Miriam geraten das soziale System und seine Akteure an eine Grenze, wenn erwogen wird, ob nicht auch noch Simons erste Söhne integriert werden könnten. Miriam sähe sich offenbar davon überfordert, die ihr fremd und anders scheinenden Söhne Simons und Gittas wie ihre eigenen Kinder zu behandeln. Simon würde Miriam diese Belastung nicht antun, und er sieht sich außerstande, einen *Modus vivendi* mit seiner ehemaligen Partnerin zu finden, von der er sich nach belastenden Konflikten und heftigen Auseinandersetzungen mühsam getrennt hat. Die Zwillingstöchter sehen ihre prominente Stellung in

der Fortsetzungsfamilie und ihren Anspruch auf Aufmerksamkeit, auf Raum in der Wohnung und andere Privilegien bedroht. Den Preis für diese Ab-Grenzung zahlt der Vater mit seinem Leiden daran, dass er seine ersten Söhne aus den Augen verliert.

## Erträge der Fallanalyse und Diskussion

Wir haben den ausgeprägten *Lernprozess* eines Mannes als Vater seiner Kinder vor uns, der von Transitionen auslösenden Ereignissen wie Paarbildungen, Geburten, Trennungen und neuen Bindungen provoziert und von Diskursen orientiert wird. Spezifika der Fortsetzungsfamilie und des binuklearen Familiensystems begünstigen diesen Lernprozess: die höhere Durchlässigkeit der Außengrenzen der Kleinfamilie (im binuklearen Familiensystem und darüber hinaus), mehr Verhandlungsbedarf im Inneren, höhere Reflexivität, bewusstere Gestaltung und weniger Tradition, die Herausforderung des »Neubeginns« oder des »Wiedergutmachens«, zwei oder mehr Männer, die in ihrer Vaterarbeit konkurrieren, um nur einiges in Erinnerung zu rufen.

Welche Vor- und Nachteile die Sozialisation des Kindes unter aktiver und dauerhafter Beteiligung der Mutter, des getrennt lebenden leiblichen Vaters und eines neuen Partners der Frau (oder auch – im deutlich selteneren Fall – unter Beteiligung einer neuen Partnerin des mit seinen Kindern zusammenlebenden Mannes) haben kann, ist im Detail erst noch herauszufinden. Erschwerend ist, dass es selbst zur Sozialisationswirkung des leiblichen Vaters in der Kleinfamilie widersprechende und ideologische Aussagen in pädagogischen<sup>30</sup> und soziologischen Arbeiten gibt. Entgegen den älteren Zuschreibungen haben wir den Eindruck, dass die höhere Komplexität und Rollenvielfalt in der Fortsetzungsfamilie und im binuklearen Familiensystem für die Sozialisation des Kindes in eine hochkomplexe Gesellschaft unter angebbaren Umständen auch nützlich und vorteilhaft werden kann.<sup>31</sup> Wenn die soziokulturellen Unterschiede zwischen Mutter und Vater für den Sozialisationsprozess bereichernd und förderlich sind,<sup>32</sup> können es auch die Unterschiede zwischen den getrennt lebenden Elternteilen und dem neuen Partner der Mutter oder der neuen Partnerin des Vaters sein. Auch für Fortsetzungsfamilien müsste das Resümee der Sozialisationsforschung gelten, dass sich das Kind »durch Differenzierung der Beziehungen zu *verschiedenen* Bezugspersonen (...) selbst als *differenzierte Persönlichkeit*« entwickeln kann.<sup>33</sup> Freilich kann – wie von der Forschung reichlich belegt – die Neigung der beteiligten Erwachsenen, ihre Konflikte und Konkurrenzen auf dem Rücken der Kinder auszutragen, diesen Vorzug eines erweiterten Angebots an identifizierbaren Persönlichkeiten auch zunichte machen.

Auf die Gesellschaft und ihre öffentlichen Diskurse könnten die Praktiken in den Fortsetzungsfamilien katalytische Wirkung ausüben, indem sie zum weiteren Geltungsverlust naturalistischer Konzepte von Familienleben und Elternschaft bei-

tragen. Die zunehmende Anerkennung der Entkoppelbarkeit von biologischer und psychosozialer Elternschaft, nicht zuletzt in bezug auf den Mann und seine Vaterarbeit, könnte die Wahrnehmung der Gestaltbarkeit vermeintlich natürlicher Beziehungen weiter erhöhen. Andererseits hat der Mythos von Vater, Mutter und Kind unter einem schützenden Dach seine Kraft offenbar noch nicht verloren. Auch Fortsetzungsfamilien orientieren sich an *Erstfamilien* und wollen von ihrer Umgebung als *normale* Familien wahrgenommen werden.<sup>34</sup> Selbst wenn wir annehmen können, dass die Angst vor Stigmatisierung und Pathologisierung mit gesteigertem Wissen und Bewusstsein weiter abnehmen wird, bleibt offenbar eine Sehnsucht, hohe Komplexität zu reduzieren. Der Mythos von der natürlichen Familie verspricht die Einfachheit einer Essenz, eine kleine Welt ohne Widersprüche, eine glückliche Klarheit.<sup>35</sup> Dass nach schmerzvollen Trennungen und Scheidungen, Eifersucht und Streit zwischen Eltern, Halb- und Stiefgeschwistern dieser Mythos des Einfachen und Natürlichen fasziniert, kann nicht erstaunen, wohl aber, dass er selbst in einer so kompetent gestalteten Fortsetzungsfamilie wie der Simons und Miriams zitiert wird: In einigen Jahren, wenn die Töchter Miriams aus erster Ehe und Simons Söhne aus der Beziehung mit Gitta selbstständig sein werden, »werden wir mit unseren beiden gemeinsamen Kindern Peter und Paul eine ganz *normale* Familie« sein. Indes, gegen diesen Mythos von der einfachen klaren Normalität lautet das Resümee unserer bisherigen Analysen: Fortsetzungsfamilien sind umso chancenreicher,<sup>36</sup> je bewusster sie sich der neuen Eigenart ihrer Lebensform sind und sie gegen den alten Familien-Mythos und sein Versprechen, dass zwischen Vater, Mutter und Kind immer schon alles auf natürliche Weise festgelegt wäre, flexibel zu *gestalten* vermögen.

Die gängig gewordene Rede vom *doing gender* verweist auf die fortlaufende Herstellung sexuierter Akteure in sexuierten Beziehungskulturen. Dazu zählen freilich nicht nur die privaten Formen des Zusammenlebens, sondern auch kommunikative Systeme in Büros und Fabriken, in Geschäften, Lokalen, Sport- und Freizeitklubs. Männliche und weibliche Identitäten erscheinen in unserer Perspektive eines praxeologischen oder sozialen Konstruktivismus nicht nur als Oktroi mächtiger staatlicher, politischer oder kirchlicher Bedeutungs-Agenturen allein, sondern auch als prozedierende Resultate von kommunikativen Praktiken in sozialen Systemen. Es wäre ein unzulängliches Top-down-Modell von Gesellschaft, nur »Normen« und »Regulierungsverfahren« von »oben« her wirken zu sehen, und deren Rezeption und Wirkung »unten« im praktischen Leben zu vernachlässigen. Die Subjekte erschienen dann als Effekte regelgebundener großer Diskurse, als Kopien ohne Original. Dagegen kann ein Ansatz gestellt werden, der Kultur auch als das prozedierende Resultat *diskursiv instruierter Praktiken* konstruiert: Kultur als Praxis. Der Weg zu den Praktiken führt nicht über eine *Erfahrung* der Akteure, die sich diesseits der Diskurse auffinden ließe. Die Erfahrungen, über die Akteure reflektieren, sprechen und erzählen können, auf die sie sich bei ihren Handlungsentwürfen wie auch zur Legitimation ihrer Handlungsgeschichten berufen und die ihr aktuelles

Handeln orientieren, sind immer schon in Auseinandersetzung mit Diskursen, öffentlichen wie privaten, formuliert. Ihnen gegenüber müssen sich die Akteure positionieren, sei es, dass sie sich mit einem Diskurs identifizieren, dass sie ihm nur partiell zustimmen, ihn zur Diskussion stellen wollen, oder ihm auch mehr oder minder entschieden opponieren. Daran ändert auch nichts, dass Geschlechtermodelle besonders wirksam sind, wenn sie von den Akteuren *nicht* besprochen werden, sondern selbstverständlich, gar natürlich erscheinen. Die Akteure haben sozusagen nur vergessen, dass sie ihre Geschlechtsidentität in Auseinandersetzung mit Vor-Bildern und Vor-Sätzen lernen mussten.

Die voranstehende Fallanalyse hat weiters gezeigt, dass die Plastizität, die Gestaltbarkeit und der Variantenreichtum der Praktiken ein und desselben Akteurs nicht unterschätzt werden sollten. Je genauer die Beobachtung ist, desto eher wird sie registrieren, dass ein Mann im Lauf seines Lebens in der Regel nicht einen einzigen Typ von Vaterarbeit und Väterlichkeit und auch nicht einen einzigen Typ von Männlichkeit repräsentiert. Wie Simon oszillieren Männer – wahrscheinlich nach den letzten Schüben an Enttraditionalisierung stärker als früher – zwischen mehreren Typen. Lassen wir, um dies zu belegen, Simons Erzählungen ein letztes Mal Revue passieren: Seinen Entwurf, wie er als Mann leben soll und möchte, reformuliert er mit den mehrfachen Transitionen seiner privaten Verhältnisse. Noch mit dreißig Jahren zögert er, das dominanteste der damaligen diskursiven Skripts für erwachsene Männer: Ehemann oder Gefährte einer Frau, Vater, Ernährer und Erzieher seiner Kinder zu sein, für sich zu übernehmen. Simon übersetzt Diskurse der Neuen Linken in einen etwa ein Jahrzehnt gültigen Lebensentwurf, der sich als Amalgam aus einer Frauen erobernden machistischen Männlichkeit, einer skeptischen Einstellung zu Familie und Vaterschaft und der Priorität der eigenen Autonomie vor familiären Verpflichtungen umschreiben lässt. Zehn Jahre später gilt für ihn bereits ein anderes Modell von Männlichkeit, das allerdings dialektisch an das vorige gebunden ist: Jetzt folgt er, vierzigjährig, dem Modell des gereiften Mannes, der sich nach seinen akademischen Wanderjahren beruflich und häuslich niederlässt und zur angestrebten Häuslichkeit Frau und Kinder begehrt. Dass seine Bereitschaft zu Vaterarbeit, die machistischer Freiheit Grenzen setzt, einerseits in Auseinandersetzung mit seiner Partnerin, einer Feministin der zweiten Frauenbewegung, hergestellt wird, andererseits aber gegen deren Wunsch, durch einen patriarchalen Ernährer von Erwerbsarbeit befreit zu werden, durchgesetzt werden muss, zeigt einmal mehr, dass die Akteure rezipieren, was ihnen situativ oder perspektivisch angemessen oder auch nützlich erscheint. Nützlichkeitskalküle können, ein kulturell ermöglichtes Maß an personaler Autonomie und Reflexivität vorausgesetzt, zu paradoxen Verwerfungen der Ideologien führen, wie in diesem Fall, wo die Feministin vom Patriarchat profitieren will und der Mann die Rolle des Patriarchen im Interesse seiner Vaterarbeit von sich weist.<sup>37</sup> Dass die Akkordierung der Lebensprojekte mit der steigenden Bedeutung von Berufskarrieren für Männer *und* Frauen oft nicht mehr gelingt, ist bekannt. Auch Simon und Gitta trennen sich, weil sie verschiedene,

letztlich unvereinbar erscheinende Vorstellungen von einem guten Leben haben. Einige Jahre später nähert sich Simon in seiner dritten Familie dem Modell des neuen Vaters an: Nie vorher hat er so viel Zeit, Geld und Energie in die Gestaltung seiner Vaterarbeit, von Familienfesten, Ausflügen, Urlauben und dergleichen gesteckt. Sorgen um die Entfernung seiner beiden ersten Söhne, aber auch der Tod seiner Mutter und seines älteren Bruders machen ihm sein eigenes relatives Alter im sozialen System stark bewusst: Nun ist er der älteste Mann seiner Familie, der mit seinen Kindern dafür gesorgt hat, dass sie fortgesetzt wird. Damit aber ist er auch ein anderer Mann: Seine Virilität drückt sich eher in schützender Sorge und sozialer Verlässlichkeit als in Eroberungswünschen aus.

Auch die Modelle der Männlichkeit stürzen nicht aus dem Raum der öffentlichen Diskurse in den sozialen Raum des privaten Lebens ›hinab‹, um dort Subjekte ohne Deutungsmacht mit aller Gewalt zu unterwerfen. Was zu einer Zeit, in einer sozialen Klasse, in einem sozialen Milieu als männlich gilt, wird zunächst von den öffentlichen Visualisierungen der Männlichkeit und vom öffentlichen Gerede darüber, also bildlich und diskursiv formuliert und »massenmedial«, aber »zielgruppenspezifisch«, in alle Haushalte transportiert. Dort und anderswo werden Vor-Bilder und Vor-Sätze selektiert, wahrgenommen, interpretiert, diskutiert, und – identifikatorisch oder auch opponierend – in Kommunikation mit Frauen, Kindern und anderen Männern (mit Vätern, Freunden, Konkurrenten, Rivalen, Idolen, Vorgesetzten, Schülern u. a.) realisiert. Ändern sich soziale und kommunikative Systeme durch Ereignisse wie Geburten, Trennungen, Scheidungen und erneute Bindungen, steht für den Mann auch das Mann-Modell zur Disposition, wenn es nicht mehr passend, zweckmäßig oder ethisch erscheint. In solchen vorübergehenden Phasen verlorener *Gewissheit* wird diskursives *Wissen*, werden die Angebote von Mann-Modellen und Männlichkeitsidealen eingehender und sorgfältiger abgewogen – eine Chance zur graduellen Emanzipation aus traditionellen, präreflexiven oder unbewussten Handlungsmustern. Von der hier aufkommenden diskursiven Unruhe wird dann nicht nur der einzelne Mann, sondern auch jedes soziale und kommunikative System, an dem er als Akteur und als Person teilnimmt – in heterosexuellen Paarbeziehungen auch die Partnerin des Mannes – erfasst. Freilich spricht alles dafür, dass wir in einer historischen Phase leben, in der die diskursive Unruhe aus bekannten Gründen von den Frauen ausging, und die Männer dabei sind, *nachzudenken*.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Erweiterte und überarbeitete Fassung eines Vortrags am 30. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 26.-29. September 2000, Universität zu Köln. Für wertvolle weiterführende Diskussionen des Textes danke ich Corina Ahlers, Alessandro Barberi, Ernst Langthaler und Florian Oberhuber.
- <sup>2</sup> Wassilios E. Fthenakis, »Neue Väter?« – einige Anmerkungen zur gegenwärtigen Vaterforschung, in: *Soziologische Revue* 17 (1994), Sonderheft 3: »Familie«, Soziologie familialer Lebenswelten, hg. von Laszlo A. Vaskovics, 170-178; ders., *Väter*, 2 Bände, München 1988.
- <sup>3</sup> Reinhard Sieder, Besitz und Begehren, Erbe und Elternglück. Familien in Deutschland und Österreich, in: André Burguière u. a. Hg., *Geschichte der Familie*, Band 4: 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main u. New York 1998, 210-284; ders., *Sozialgeschichte der Familie*, Frankfurt am Main 1987; Gottfried Pirhofer u. Reinhard Sieder, Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien. Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik, in: Michael Mitterauer u. Reinhard Sieder, Hg., *Historische Familienforschung*, Frankfurt am Main 1982, 326-368.
- <sup>4</sup> Siehe die Besprechung rezenter Darstellungen zum 18. und 19. Jahrhundert von Till van Rahden in diesem Band.
- <sup>5</sup> Vgl. *Österreichischer Familienbericht 1999*, hg. v. Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie, Wien 1999, 162 f.
- <sup>6</sup> Constance R. Ahrons u. Marion S. Perlmutter, The relationship between former spouses: A fundamental subsystem in the remarriage family, in: Lillian Messinger, Hg., *Therapy with remarried families*, Rockville/MD 1982, 31-46.
- <sup>7</sup> Vgl. Marie-Thérèse Meulders-Klein u. Irène Théry, Hg., *Fortsetzungsfamilien. Neue familiäre Lebensformen in pluridisziplinärer Betrachtung*, Konstanz 1998.
- <sup>8</sup> Vgl. Constance R. Ahrons, The binuclear family. Two households, one family, in: *Alternative Lifestyles* 2 (1979), 4, 499-515.
- <sup>9</sup> Eine frühe amerikanische Untersuchung fand, dass die Vater-Kind-Kontakte nach Scheidung bei einem Drittel der Fälle nicht nur intensiver geworden waren, sondern auch quantitativ zugenommen hatten, Judith Wallerstein u. J. B. Kelly, *Surviving the break up*, New York 1980; weitere Untersuchungen aus den achtziger Jahren finden sich zitiert bei Fthenakis, *Väter*, wie Anm.2, und bei Ingrid Friedl, *Stieffamilien. Ein Literaturbericht zu Eigenart, Problemen und Beratungsansätzen*, München 1988.
- <sup>10</sup> Katharina Ley u. Christine Borer, Und sie paaren sich wieder. Über Fortsetzungsfamilien, Tübingen 1992, 198.
- <sup>11</sup> Niklas Luhmann, Selbstreferentielle Systeme, in: Fritz B. Simon, Hg., *Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Therapie*, Frankfurt am Main 1997, 69-77, hier 74.
- <sup>12</sup> Zur strukturalen oder objektiven Hermeneutik, der wir in einigen operativen Schritten der Textanalyse, nicht jedoch in einigen überhöhten Ansprüchen folgen, vgl. Ulrich Oevermann, Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg Soeffner, Hg., *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, 352-433.
- <sup>13</sup> Forschungsprojekt »Beziehungskulturen abseits der Norm. Eine qualitative kulturwissenschaftliche Studie zu »Stieffamilien« und »Einelternfamilien«, finanziert vom vormaligen österreichischen Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, Projektleitung: Reinhard Sieder, Mitarbeit: Corina Ahlers, Florian Oberhuber, Claudia Renner und Eva Schemm.
- <sup>14</sup> Für die hier ausgewählte Fallkonstruktion wurden sieben narrative, lebensgeschichtliche Interviews mit den Akteurinnen und Akteuren des binuklearen Familiensystems unter Verwendung spezieller Techniken der systemischen Paar- und Familientherapie (»Befragung des internalisierten Anderen« und »zirkuläres Fragen«) durchgeführt. In den Transkripten der Tonbandaufnahmen und im vorliegenden Text wurden Eigennamen, Berufe, charakteristische Eigenschaften der

- beteiligten Personen und andere Details derart verändert, dass eine Identifizierung der Personen unmöglich sein sollte. Die Tonbandaufnahmen und Transkripte befinden sich beim Verfasser.
- <sup>15</sup> Evan Imber-Black, Hg., Geheimnisse und Tabus in Familie und Familientherapie, Freiburg i. Br. 1995; dies., Die Macht des Schweigens. Geheimnisse in der Familie, Stuttgart 1999.
- <sup>16</sup> Vgl. Friedl, Stieffamilien, wie Anm. 9, 101.
- <sup>17</sup> Reinhard Sieder, Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. Nachschrift, in: ders., Hg., Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen, Wien 1999, 234-264.
- <sup>18</sup> Indem das kommunikative System über das Andere, Fremde außerhalb seiner selbst spricht, formuliert es seine Eigen-Art, die es ohne diesen ›Umweg‹ gar nicht formulieren könnte, weil sich das kommunikative System nicht selber beobachten kann.
- <sup>19</sup> Für die ältere, tendenziell pathologisierende Forschung vgl. die Pionierarbeit von Andrew Cherlin, Remarriage as an incomplete institution, in: The American Journal of Sociology 84 (1978), 3, 634-650, und den Literaturüberblick von Friedl, Stieffamilien, wie Anm. 9.
- <sup>20</sup> Ingrid Friedl u. Regine Maier-Aichen, Leben in Stieffamilien, Weinheim u. München 1991.
- <sup>21</sup> Frank F. Furstenberg jr., Fortsetzungsehen. Ein neues Lebensmuster und seine Folgen, in: Soziale Welt 1 (1987), 29-39.
- <sup>22</sup> Sigmund Freud, Der Familienroman der Neurotiker (1908/1909), Studienausgabe Band IV, Frankfurt am Main 1970, 221-226.
- <sup>23</sup> Er ist also nicht jener von der rezenten Forschung hervorgehobene Mittelschicht-Mann, der vor Gästen seine intellektuell erworbene Kochkunst zelebriert, das pragmatische und gesunde Alltagskochen hingegen der Frau überlässt. Vgl. Petra Frerichs u. Margareta Steinrück, Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum, in: Irene Dölling u. Beate Kraus, Hg., Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt am Main 1997, 231-258; hier 254.
- <sup>24</sup> Vgl. Heinz Schattner u. Marianne Schumann, Meine Kinder, deine Kinder, unsere Kinder. Stieffamilien, in: Deutsches Jugendinstitut, Hg., Wie geht's der Familie? Ein Handbuch für Familien heute, München 1988, 82.
- <sup>25</sup> Vgl. Verena Krähenbühl u. a., Stieffamilien, Freiburg im Breisgau 1986, 79.
- <sup>26</sup> Vgl. den Literaturbericht von Friedl, Stieffamilien, wie Anm. 9, 45.
- <sup>27</sup> Vgl. Roland Schleiffer, Zur Psychodynamik von Stieffamilien mit einem psychisch gestörten Kind, in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 31 (1982), 155-160; ähnlich auch Fthenakis, Väter, wie Anm. 2, 178.
- <sup>28</sup> Asta Scheib, Deine, meine, unsere Kinder. Der zweite Anlauf zum Glück, München 1989, 69.
- <sup>29</sup> Klaus Wahl u. a., Familien sind anders! Wie sie sich selbst sehen. Anstöße für eine neue Familienpolitik, Reinbek 1980, 161.
- <sup>30</sup> Lenzen stellt lapidar fest: »Eine pädagogische Theorie des Vaters gibt es nicht.« Dieter Lenzen, Vater, in: ders., Hg., Pädagogische Grundbegriffe, Band 2, Reinbek bei Hamburg 1989, 1552.
- <sup>31</sup> Vgl. dazu Nave-Herz: »Die (...) erfolgte Ausprägung einer bestimmten Beziehungsqualität zu beiden Eltern bietet – wie allgemein bekannt – heutzutage eine notwendige psychische Stütze beim Heranwachsen in unserer hochkomplexen, sehr differenzierten sowie spezialisierten – und damit überwiegend zweckrational orientierten Gesellschaft.« Rosemarie Nave-Herz, Kinder mit nicht-sorgeberechtigten Vätern – Zusammenfassung soziologischer und sozialpsychologischer Forschungsergebnisse, in: Familie und Recht, 2 (1995), 102-106, hier: 104.
- <sup>32</sup> Darüber scheint bei allen Widersprüchen Einigkeit zu bestehen, vgl. Marlene Stein-Hilbers, Wem »gehört« das Kind? Neue Familienstrukturen und veränderte Familienbeziehungen, Frankfurt am Main u. New York 1994, 129; Yvonne Schütze, Die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes, in: Bettina Paetzold u. Lilian Fried, Hg., Einführung in die Familienpädagogik, Weinheim u. Basel 1989, 58; u.v.a.
- <sup>33</sup> Franz-Xaver Kaufmann, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München 1995, 50 f.

<sup>34</sup> Vgl. Krähenbühl u. a., Stieffamilien, wie Anm. 25.

<sup>35</sup> Roland Barthes, Mythen des Alltags, Frankfurt am Main 1964, 131 ff.

<sup>36</sup> Als Kriterium für »Erfolg« nehmen wir den Grad der »bezogenen Individuierung«, der für Männer, Frauen und Kinder in Fortsetzungsfamilien möglich ist. Vgl. Helm Stierlin, Diktatur in der Familie und Diktatur außerhalb der Familie: ähnliche Konfliktlösungen? in: Familiendynamik 1 (1987) 3-14.

<sup>37</sup> Dazu auch Jessica Benjamin, Die Fesseln der Liebe, Frankfurt am Main 1990.